

Barbara Stambolis

Weibliche Lebenswege und Lebensentwürfe nach 1945

In der „regionalen Geschlechtergeschichte“, der „Geschlechtergeschichte in der Region“,¹ der „Frauen- und Geschlechtergeschichte als Regionalgeschichte“² ging es wiederholt um perspektivische Blickwechsel, wie beispielsweise einleitend in dem 2012 erschienenen Band „Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte“ deutlich gemacht wurde.³ Bisher kreisten Studien und Tagungen unter anderem um geschlechtsspezifische Handlungsräume und Vernetzungen, das Sichtbarmachen unsichtbarer Geschichten, um Einzel- und Gruppenbiographisches, um nur einige Beispiele zu nennen. Kultur- und mentalitätengeschichtliche Fragestellungen lösten sozial- und strukturgeschichtliche ab und folgten auch auf dem Feld ‚Region und Geschlecht‘ Trends in der ‚Historikerkunft‘. Gleichwohl bleiben nach wie vor ‚blinde Flecken‘ und dies vor allem mit Blick auf zeithistorische erfahrungsgeschichtliche Dimensionen sowie die Geschlechtergeschichte als Generationengeschichte.

Von „Kriegskindern“ des Zweiten Weltkriegs, um die es im Folgenden gehen wird, ist unter ausdrücklich regionalen Bezügen erst seit einigen Jahren die Rede,⁴ sieht man einmal von Bänden wie dem von Heinz-Jürgen Priamus her-

- 1 Regina Pramann (Hg.), Frauengeschichte(n) aus Ostwestfalen-Lippe. Ein Handbuch zur Geschlechtergeschichte in der Region, Bielefeld 1998.
- 2 Julia Paulus, Frauen- und Geschlechtergeschichte als Regionalgeschichte, in: Barbara Stambolis (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, S. 24–33.
- 3 Julia Paulus/Eva-Maria Silies/Kerstin Wolff (Hg.), Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Perspektiven auf die Bundesrepublik (1945–1980), Frankfurt a. M. 2012. Darin bes. Julia Paulus/Eva-Maria Silies/Kerstin Wolff, Die Bundesrepublik aus geschlechterhistorischer Perspektive, S. 11–30.
- 4 Barbara Stambolis/Volker Jakob (Hg.), Kriegskinder zwischen Hitlerjugend und Nachkriegsalltag. Fotografien von Walter Nies, Münster 2006; Bernd Haunfelder, Kinderzüge in die Schweiz. Die Deutschlandhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes 1946–1956, Münster 2007.

ausgebrachten über „Ruinenkinder im Ruhrgebiet“ ab.⁵ Stärker in den Fokus gerieten die Lebenswege und Lebensentwürfe von Kriegskindern ganz allgemein seit ungefähr 2005, als sich – sechzig Jahre nach Kriegsende – Menschen dieser Altersgruppe, zwischen 1930 und 1945 geboren, zu äußern begannen, hin und wieder auch in regionalspezifischen Forschungskontexten. In einem breit angelegten Ausstellungsprojekt „Aufbau West“ 2005/2006 etwa kamen einzelne Frauen und Männer zu Wort, ohne dass das Stichwort „Kriegskinder“ besonders berücksichtigt wurde, wengleich der Untertitel des Katalogs zu der Ausstellung, die im Westfälischen Industriemuseum Zeche Zollern II/IV in Dortmund gezeigt wurde, „Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder“ lautete.⁶ Zumindest ansatzweise wurden hier geschlechtsspezifische Lebenswege und Lebensentwürfe sichtbar, dennoch blieben Fragen offen. Einige wurden ausdrücklich perspektivisch für die Forschung formuliert, z. B. folgende, bezogen auf Frauen der Kriegsgeneration:

„Haben die Erfahrungen vom plötzlichen Verlust der ökonomischen und sozialen Bindungen und der Zwang zum völligen Neuanfang [... in Flüchtlingsfamilien] ein größeres Bewusstsein für die Notwendigkeit zur ökonomischen Eigenständigkeit geschaffen als bei einheimischen Frauen? [...] Wie haben sich diese Erfahrungen auf die Generation der Töchter übertragen?“

In einem zusammenfassenden Satz hieß es 2006: „Auch im Hinblick auf diese übergenerationellen Fragen erscheint eine ausführlichere Erforschung der sozialen und beruflichen Integration von vertriebenen Frauen und Mädchen vom Kriegsende bis heute lohnenswert.“⁷

Im Folgenden soll versucht werden, an diese Fragen anzuknüpfen und sie zu erweitern, und zwar am Beispiel von etwa 120 Frauen aus der Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs, von denen die Mehrzahl „im Westen“,⁸ viele

5 Heinz-Jürgen Priamus, *Die Ruinenkinder. Im Ruhrgebiet 1945/1949*, Düsseldorf 1985 (vgl. Heinz-Jürgen Priamus, *Ruinenkinder. Kindheit und Jugend im Ruhrgebiet nach dem Zweiten Weltkrieg*, Essen 2005).

6 Dagmar Kift (Hg.), *Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder*, Essen 2005.

7 Anke Asfur, *Vertriebene Frauen im Aufbau West*. „... und es war nicht anders möglich, als dass ich dann das Schneiderhandwerk lernte. Da wurde gar nicht lange gefackelt“, in: Kift, *Aufbau* (wie Anm. 6), S. 246–251, hier S. 251.

8 Im Sinne der Selbstdefinition des Brauweiler Kreises: „Der Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, den wissenschaftlichen Austausch und die Forschung zur Geschichte des nordwestdeutschen Raumes und seiner Nachbargebiete sowie zur

in Nordrhein-Westfalen Jahre ihrer Kindheit verbrachten, ihre Ausbildung absolvierten, Familien gründeten, berufstätig waren und sich im Alter zu Lebenswegen und Lebensentwürfen facettenreich geäußert haben. Sie wurden zwischen 2007 und 2010/11 befragt, eine Reihe wurde auch ausführlicher interviewt.⁹ Die Frauen waren alle kriegsbedingt ohne Vater aufgewachsen. Sie haben mehrheitlich Fluchterfahrungen oder waren ausgebombt und kinderlandverschickt, d. h. vielfältigen Belastungen ausgesetzt. Ihr Leben kann in gewisser Weise als exemplarisch für eine große Gruppe von Menschen gelten, die in Nordrhein-Westfalen nach dem Zweiten Weltkrieg aufwuchs und – rein äußerlich gesehen – zur Erfolgsgeschichte des Landes beitrug, womit unter anderem die Flüchtlingsintegration, die Erweiterung der Bildungschancen für breitere Bevölkerungskreise und die größere Offenheit der Handlungsspielräume für Heranwachsende auf dem Lande gemeint sind.

1. Vaterlose Töchter (und Söhne) der Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs

Die befragten Frauen beschrieben mehrheitlich, wie sie nach dem Verlust des Vaters als Kinder mit der intensiven Angst gelebt hätten, auch die Mutter zu verlieren und überhaupt „verloren zu gehen.“¹⁰ Stets hätten sie versucht, „ein Schürzenbündel“ zu fassen zu bekommen. Daran, dass diese Angst real war, besteht kein Zweifel: Die Gruppe derer, zu deren Erfahrungen Flucht, Vertreibung und Vaterlosigkeit gehören, war unter den Befragten ausgesprochen groß. Auch über die Krankheiten der Mütter schrieben die vaterlosen Töchter nicht selten und wenn ja, dann ausführlich: Häufig nannten sie vor allem Depressionen, Nervenzusammenbrüche, „Psychisches“, wie manche recht allgemein for-

Geschichte des Landes Nordrhein-Westfalen zu befördern.“ Ankündigung der diesjährigen Tagung in der E-Mailing-Liste „Westfälische Geschichte“ am 11.2.2014.

- 9 Barbara Stambolis, *Töchter ohne Väter, Frauen der Kriegsgeneration und ihre lebenslange Sehnsucht*, Stuttgart 2012; Barbara Stambolis, „Es hat mich niemand ins Leben geführt.“ Vaterlosigkeit und Vaterferne in weiblichen Lebensrückblicken der Kriegsgeneration, in: Barbara Stambolis (Hg.), *Vaterlosigkeit in vaterarmen Zeiten. Beiträge zu einem historischen und gesellschaftlichen Schlüsselthema*, Weinheim/München 2013, S. 115–139; Barbara Stambolis, „Ich weiß, ich werde alles wiedersehen. Und es wird alles ganz verwandelt sein ...“ – Von Heimat(en) und Heimweh in unbehausten Zeiten, in: *Psychotherapie im Alter (PiA)* 10 (2013), H. 3, S. 323–333.
- 10 Wörtliche Äußerungen der Befragten sind hier und im Folgenden den Publikationen Stambolis, *Töchter* (wie Anm. 9), und Stambolis, *Vaterlosigkeit* (wie Anm. 9) entnommen.

mulierten. Diese Beobachtungen korrelieren mit denen in Studien aus der Nachkriegszeit, in denen ein hohes Maß an „Erschöpfungszuständen“ bei den Müttern festgestellt wurde, und zwar nicht als „vorübergehende Ermüdungen“, sondern „anhaltende Symptome eines Kräfteverfalls.“¹¹ Mit anderen Worten: Die Mütter waren zwar anwesend, aber Verfügbarkeit und Erreichbarkeit für die Töchter waren immer wieder in Frage gestellt. Viele Töchter waren daher als Kinder zumindest zeitweise nicht mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern zusammen, wurden bei Verwandten, oft den Großeltern untergebracht. Eine Reihe von Befragten fühlte sich, etwa während einer Krankheit der Mutter bei Verwandten abgegeben, buchstäblich „abgeschoben“.

Die nicht selten geäußerte Vorstellung, Kriegerwitwen seien nach 1945 besonders wertgeschätzt worden, zumal dann, wenn sie „in stolzer Trauer“, also „heroisch“ und ohne zu klagen ihr Schicksal ertrugen, lässt sich anhand neuerer Studien und aufgrund der Erinnerungen der befragten vaterlosen Töchter nicht aufrecht erhalten. Frauenhaushalte galten vielmehr schon bald nach Kriegsende zunehmend als „Notgemeinschaften“. Viele fühlten sich gesellschaftlich ausgegrenzt. Eine vaterlose Tochter erinnerte sich folgendermaßen:

„Meine Mutter war 1945 knapp vierzig Jahre alt, fünf Kinder, Mann vermisst, zunächst hat sie auf ihren Mann gewartet, denn es kamen bis Mitte der fünfziger Jahre immer noch Gefangene aus Russland. Nach der Währungsreform 1948 musste sie ihn für tot erklären lassen. Erst ab da bekam sie Witwenrente. Aber da hatte sie auch Witwe zu sein, in der Gesellschaft, besonders im kirchlichen Raum. Tanzveranstaltungen oder Lokalbesuche hatten eher kein gutes Ansehen. Inzwischen bin ich der Meinung, dass bei genügendem Selbstbewusstsein und auch finanzieller Unabhängigkeit dieses gesellschaftliche Verhalten leichter zu durchbrechen gewesen wäre.“

Zugleich erhöhte sich bereits wenige Jahre nach Kriegsende, als Männer zunehmend wieder die Ernährer-Rolle übernahmen und Frauen in erster Linie ihrer Rolle als Hausfrauen gerecht werden sollten, der moralische, nicht zuletzt medial verbreitete Druck auf erwerbstätige Mütter, die ihre „Schlüsselkinder“ alleine zu Hause ließen. Materiell befanden sich zahlreiche alleinerziehende Mütter in einer in mehrfacher Hinsicht schwierigen Situation. Frauen verdienten oft nur etwa zwei Drittel dessen, was Männer für die gleiche Arbeit bekamen; ihr Risiko, arbeitslos zu werden, war höher als das der Männer.

11 Hilde Thurnwald, *Gegenwartsprobleme Berliner Familien. Eine soziologische Untersuchung an 498 Familien*, Berlin 1948, S. 85.

Obwohl viele weibliche Jugendliche und junge Erwachsene pragmatisch und zielbewusst über Bildung und Weiterbildung zu einem „familienunabhängigen beruflichen Leben“ gelangten,¹² ging etwa eine Studie zu Beginn der 1950er Jahre davon aus, dass anwesende Väter die Berufsorientierung ihrer Töchter positiv beeinflussten und den vaterlos aufwachsenden Mädchen in rein weiblichen Familienumgebungen möglicherweise Orientierung, Ermutigung und Anstoß fehle. Aus Sicht späterer Forschungen waren jedoch Heranwachsende aus unvollständigen Familien und eben auch die Mädchen „in Schule und Berufsausbildung besonders anpassungsbereit und aufstiegsmotiviert“,¹³ es handelt sich dabei aber nicht um zeitnahe Auffassungen. Diese gingen eher vom Gegenteil aus. Als überraschend empfand es die Bearbeiterin einer Untersuchung aus den 1950er Jahren, wie realistisch die vaterlos aufwachsenden jungen Mädchen – in der Regel 13 bis 14 Jahre alt – in ihren Berufswünschen und wie zielstrebig sie dann tatsächlich in ihrer Berufswahl waren: Die Töchter legten, offenbar wider Erwarten der wissenschaftlichen Beobachter, großen Wert auf eine Ausbildung und die Mütter unterstützten sie darin nachdrücklich. Die Untersuchung bestätigte letztlich nicht die Annahme, dass der Berufsausbildung der Töchter weniger Bedeutung beigemessen werde als der Ausbildung vaterloser Söhne.¹⁴ Die Ergebnisse zeigten im Gegenteil sogar, „dass eine durch den Ausfall des Vaters in ihrem Rollen- und Funktionsinventar gestörte Familie trotz aller Schwierigkeiten voll und ganz ihrer Aufgabe gewachsen sein kann, dem jungen Menschen den Weg in die gesamtgesellschaftlichen Bezüge zu ebnen.“¹⁵

12 Sigrid Metz-Göckel, Die deutsche Bildungskatastrophe und Frauen als Bildungsreserve, in: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), Geschichte der Frauen- und Mädchenbildung, Bd. 2: Vom Vormärz bis zur Gegenwart, Frankfurt a. M. 1996, S. 373–385, hier S. 374.

13 Barbara Willenbacher, Zerrüttung und Bewährung der Nachkriegs-Familie, in: Martin Broszat/Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hg.), Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1988, S. 595–618, hier S. 604.

14 Renate Haack, Untersuchungen zur Frage der Berufswahl vaterverwaister Mädchen aus unvollständigen Mutter-Tochter-Familien, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie 7 (1955), S. 70–92, hier S. 85. Die Studie basiert auf der Auswertung von 13.000 Schülerkarten mehrerer Arbeitsämter. Die Aussagen gelten also für mehrere Tausend Mädchen, die die Hauptschule besuchten und an Berufsberatungen der Arbeitsämter teilnahmen. Es wurden ausdrücklich keine Familien berücksichtigt, in denen Jungen und Mädchen aufwuchsen, weil die Situation in den reinen Frauenhaushalten als besonders ungünstig galt und eben diese brennspiegelartig beleuchtet werden sollte.

15 Ebd., S. 92.

René König, der die Studie angeregt hatte, stellte sie in breitere Kontexte.¹⁶ Er ging auch auf einen Vorwurf ein, der mancher, sicher auch der soeben erwähnten Studie über vaterlose Töchter und ihre alleinerziehenden Mütter zu machen war: Demnach schienen – zumindest tendenziell – verwitwete Frauen und ihre Töchter in stärkerem Maße Mängelwesen zu sein als vaterlos aufwachsende Söhne. König sah dies deutlich, wenn er schreibt, Zeitdiagnosen litten bekanntlich darunter, dass sie in der Regel von Männern für Männer – unter nur gelegentlicher Beteiligung von Frauen – geschrieben würden; für „Versuche zur Krisenanalyse unserer Zeit“, also der Nachkriegszeit, gelte „durchgehend die gleiche stillschweigende Unterstellung“;¹⁷

Diese findet sich tatsächlich in den unterschiedlichsten Studien, auch in solchen, die ausgesprochen differenziert die entwicklungspsychologische Bedeutung des fehlenden Vaters für Kinder beschrieben. Ein großer Teil aller Erziehungsschwierigkeiten nach dem Zweiten Weltkrieg, so heißt es dort, sei auf den „Mangel des väterlichen Einflusses in der Erziehung“ zurückzuführen. Die Mütter versuchten zwar, „die Lücke auszufüllen“, doch oft komme es geradezu zu „Fehlleistungen der Mütter“, lautete eine typische Einschätzung: „Zu große Bindungen an das Kind – das ihr in ihrem Schmerz geblieben ist –, veranlassen sie, das Kind zu verwöhnen, es in einem Traumland aufwachsen zu lassen, aus dem eines Tages das bittere Erwachen kommen“ werde.¹⁸ Der Blick richtete sich zumeist darauf, was die Mütter vernachlässigten, versäumten, wozu sie nicht in der Lage waren; nur selten betonten Beobachter der Nachkriegsverhältnisse, dass die Mütter „bei der erhöhten Verantwortung und der geleisteten Lebensbemeisterung im allgemeinen [...] an unbesprochener, aber wirksamer Autori-

16 Vgl. zu den hier angesprochenen Fragen auch Thurnwald, *Gegenwartsprobleme* (wie Anm. 11), z. B. S. 199: „Auch in Familien, deren Männer schon länger daheim sind, zeigt sich die Schrumpfung der männlichen Führung und Autorität. Das ist umso bemerkenswerter, als die traditionelle Stellung des deutschen Familienvaters, die sich in den zwanziger Jahren etwas aufgelockert hatte, während der Hitlerherrschaft neue, autoritäre Einschläge erhielt durch die Abstempelung des Mannes zum Helden und Führer.“

17 René König, *Alter, Jugend und Geschlecht*, in: Heine von Alemann/Hans Joachim Hummel/Oliver König/Hans Peter Thurn (Hg.), *René König. Schriften*. Ausgabe letzter Hand, Bd. 12, Wiesbaden 2006, S. 193–324, hier S. 215 (unter Hinweis auf folgende Ausnahme: Marion J. Levy, Jr., *Geschlecht, Generation und Modernisierung*, in: Günther Lüschen/Eugen Lupri (Hg.), *Soziologie der Familie*, Sonderheft 14 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Köln 1970, S. 433–442).

18 Adolphe Ferrière, *Unsere Kinder die Hauptkriegsopfer. Eine seelen- und seelenheilkundliche und erzieherische Studie*, Paderborn 1949, S. 97.

tät gewonnen“ hätten.¹⁹ Im Gegenteil: „Mangel“ kennzeichne die vaterlose Familie, so Hans Wollasch, langjähriger Direktor des Seminars für Wohlfahrtspflege des Deutschen Caritasverbandes, in einem Rundfunkvortrag. Die Kriegerwitwe sei „innerlich leer“, ihr Herz „wie abgestorben“, sie „versage“, wenn sie glaube, „sich männliche Eigenschaften anquälen“ zu müssen, wenn sie „mit männlicher Strenge“ den Vater zu ersetzen versuche oder „kopflös“ nach einem Ersatzvater für ihre Kinder suche.²⁰

Einige Frauen äußerten den Verdacht, sie hätten an der Seite ihrer Mütter mehr gegolten, wenn sie keine Mädchen, sondern Jungen gewesen wären. Sie habe ja eigentlich auch ein „Siegfried“ werden sollen, meinte eine vaterlose Tochter. Eine andere schrieb: „Meine Mutter sagte mir, dass ich ein ‚Peter‘ werden sollte.“ An die Äußerung „An Dir ist ja ein Junge verlorengegangen“ erinnerten sich ebenfalls einige Befragte und leiteten daraus ab, ihre weibliche Entwicklung habe darunter gelitten, dass sie eben keine richtigen Mädchen gewesen seien, aber eben auch keine Jungen sein konnten. Den Mädchen wurde also oft weniger zugetraut als ihren Brüdern, den Vater zu ersetzen und seine ‚Stellvertreterrolle‘ an der Seite der Mutter zu übernehmen. Auf die Folgen einer solchen „Parentifizierung“ für Jungen sei hier nicht näher eingegangen, jedoch auf einen weiteren besonders wichtigen psychologischen Aspekt. Entwicklungspsychologen beschreiben die Rolle des Vaters für das Heranwachsen eines Mädchens (und auch eines Jungen) in folgender Weise: Im Kleinkindalter hilft der Vater dem Kind, sich aus dem frühen symbiotischen Verhältnis zur Mutter zu lösen. Vaterlosen Kindern fehlt also das in einer entscheidenden kindlichen Entwicklungsstufe für den weiteren Lebensweg bedeutsame Erlebnis des Vorhandenseins einer Mutter und eines Vaters, das von Psychologen als „Triangulierung“ bezeichnet wird. Während es aber in der Kindheit ausreicht, durch „gefühlsmäßige Bindungen“ an väterliche Männer Unterstützung zu beziehen, genügt dies in der Adoleszenz nicht mehr. Für Heranwachsende sind andere väterliche Eigenschaften entscheidend, die auch sozialen, d. h. nicht nur leiblichen Vätern eigen sein können, nämlich „fachliche Kompetenz, Unbestechlichkeit, Zuverlässigkeit und menschliche Wärme“.²¹ Hin und wieder konnten offenbar „soziale Väter“ im weiteren Sinne, Großväter, Onkel, Lehrer

19 Wilhelm Roessler, *Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der deutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart*, Düsseldorf 1957, S. 399.

20 Hans Wollasch, *Die seelische Situation in der vaterlosen Familie*, in: *Jugendwohl. Katholische Zeitschrift für Kinder- und Jugendfürsorge* 25 (1954), S. 242–245, hier S. 243 f.

21 Horst Petri, *Das Drama der Vaterentbehrung*, München/Basel⁶ 2009, S. 103.

oder Pfarrer, das Selbstvertrauen vaterloser Töchter in einer Weise stärken, wie dies den Müttern nicht möglich war. Offenbar haben die Frauen in dieser Hinsicht jedoch weitaus weniger positive Erfahrungen gemacht als vaterlose Söhne, das lässt sich jedenfalls aus dem 2004 erschienenen Band „Söhne ohne Väter“ schlussfolgern.²² Letztere führten zahlreiche Beispiele dafür an, dass Lehrer oder Geistliche, besonders Kapläne, die sie in Jugendgruppen kennenlernten, ihren schulischen Bildungsgang und ihre Ausbildungsentscheidungen maßgeblich mit beeinflusst hatten. Nur in Einzelfällen erwähnten auch die vaterlosen Töchter zum Beispiel einen Religionslehrer oder einen Pfarrer, von dem sie sich ernst genommen und unterstützt fühlten. Nur wenige berichteten von dem Glück, von einer „sozialen Mutter“, z. B. einer Lehrerin in einer weiterführenden Schule oder während der Berufsausbildung, in besonderer Weise anerkannt und ermutigt worden zu sein.

Insbesondere fehlte den befragten Frauen der Vater in der Phase der Adoleszenz, der ihnen hätte den Rücken stärken können, indem er beispielsweise sagte: „Du kannst das“, „ich traue Dir viel zu“. Viele Frauen meinten, die Sehnsucht nach dem Vater sei in der Pubertät besonders gegenwärtig gewesen: zu einer Zeit also, in der das Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein einer Tochter zweifellos durch einen Vater gestärkt werden kann, der stolz auf sie ist und auf den auch die Tochter stolz sein kann.²³ Anders gewendet: Als die vaterlosen Töchter in die Tanzstunde gingen oder bei anderen Gelegenheiten junge Männer trafen, waren sie in der Regel noch keinem Mann begegnet, der „bewiesen“ hatte, dass sie sich eine liebevolle und respektvolle Haltung „von einem Mann nicht nur erhoffen“ durften, sondern dass sie „einen Anspruch darauf“ hatten. Sie verfügten als junge Frauen weder „über eine angstfreie Sexualität“ noch über „ein stabiles Frauenbild in sich.“²⁴ Besonders die vaterlos aufgewachsenen Frauen, die überwiegend in Frauenhaushalten groß wurden, waren oft ausgesprochen gehemmt, sie erlebten sich als stark von ihren Müttern kontrolliert und unsicher im Umgang mit Männern.

Eine Befragte, am Niederrhein aufgewachsen, teilte z. B. Folgendes mit:

„Der Mann war für mich das unbekannte Wesen. Häufig schwärmte ich für unerreichbare Männer. Mutter vermittelte uns Töchtern, wie eine Frau zu sein hatte – wie es der Zeit damals entsprach: zurückhaltend bescheiden,

22 Vgl. Hermann Schulz/Hartmut Radebold/Jürgen Reulecke, *Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration*, Berlin ³2009.

23 Alain Braconnier, *Väter und Töchter. Eine prägende Beziehung verstehen*, Stuttgart 2008, S. 102.

24 Ebd., S. 100.

sich vom Mann erobern lassen, niemals den ersten Schritt auf ihn zugehen, tüchtig sein in Haus und Garten, sparsam wirtschaften –, um später eine gute Ehefrau und Mutter zu sein. Mutter hat meine damalige Ausbildung: Frauenfachschule und Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar sehr begrüßt als spätere Basis für die Familie.“

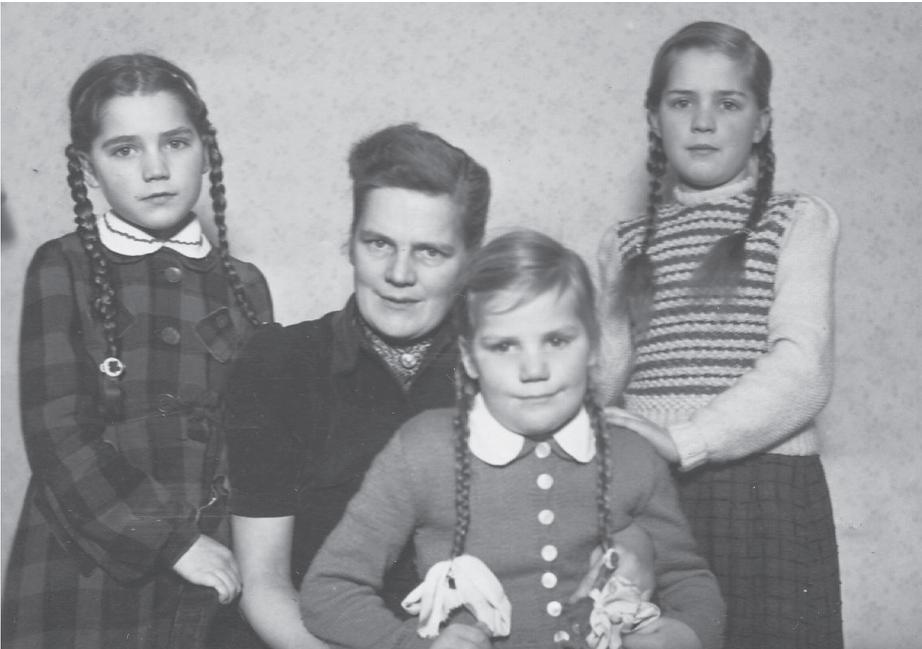
Weibliche Begegnungen mit jungen Männern standen unter einem hohen Erwartungsdruck und wurden von beiderseitiger „Scheu“ vor körperlichen Berührungen mitbestimmt. Jungen und Mädchen waren vor allem aus folgenden Gründen unsicher: Es gab noch kaum Koedukation in den Schulen; auch in Jugendgruppen, mehrheitlich unter kirchlichem Dach, blieben heranwachsende Jungen oder Mädchen getrennt. Festliche Ereignisse in der Familie oder Gemeinde, bei denen ein unkomplizierterer Umgang möglich war, blieben eher die Ausnahme. Das galt auch für gelegentliche Freizeittreffen, bei denen männliche und weibliche Heranwachsende nicht unter der Aufsicht Erwachsener standen.

Wie stark heranwachsende Mädchen kontrolliert worden sind, wie sehr auf Wohlerzogenheit und Anständigkeit Wert gelegt worden ist, schilderten die vaterlosen Töchter in Gesprächen wiederholt: Ihre Mütter hätten strengstens darauf geachtet, dass sie nicht zu spät nach Hause kamen, dass sie nicht unbeaufsichtigt mit jungen Männern zusammen waren und vieles mehr. Eine vaterlose Tochter, 1935 geboren, gab an, 1955 habe sie durch eine Tante erfahren, dass „ein Kuss und ein bisschen Schmusen nicht zu einem unehelichen Kind führen konnten.“ Es hatte sie und viele andere Frauen niemand in der Familie aufgeklärt. Sie habe „keine Ahnung gehabt“, heißt es in einer Antwort; eine andere lautete, die Angst, in „sexueller Hinsicht unter die Räder zu kommen“, sei verbreitet gewesen. Die Befürchtung, es könne „Gerede“ geben, war wohl eben so groß wie die, eine voreheliche Beziehung könne die Zukunft einer Frau unwiederbringlich zerstören. „Sich hinzugeben“ sei etwas Schreckliches gewesen, und ein „gefallenes Mädchen“ zu sein, habe als das schlimmste Schicksal einer jungen Frau gegolten. Heranwachsende Jungen jedenfalls galten als weniger sittlich gefährdet, ihre Möglichkeiten, sich dem mütterlichen Einfluss zu entziehen, waren offenbar größer oder mit anderen Worten: Mütter haben Mädchen stärker gegängelt als Jungen.



(links) Abb. 1: Vater und Tochter²⁵

(unten) Abb. 2: Frau O. mit ihren 3 Töchtern, 1951²⁶



- 25 Das Foto wurde von Frau H. freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Herzensobjekte vaterloser Töchter sind bis heute Fotos, die sie als Kinder mit ihren Kriegsvätern zusammen zeigen, und zwar nicht in Uniform, sondern „zivil“. Oft handelt sich um „letzte Bilder“, die die Töchter als „Erinnerungsbilder“ hüten.
- 26 Das Foto wurde von den Töchtern freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Frau O. mit ihren drei Töchtern lebte noch 1951 in einer Flüchtlingsunterkunft in Siegen unter schwierigen Lebensverhältnissen.

2. Bildungswege und Lebensentwürfe der Töchter und ihrer Mütter. Geschlechtergeschichte als Generationengeschichte

Generationengeschichtlich unterscheiden sich die Altersgruppe der vielfach vor dem Ersten Weltkrieg geborenen Mütter und die wenige Jahre vor bzw. im Zweiten Weltkrieg zur Welt gekommenen befragten Töchter in ihren Lebenswegen und auch hinsichtlich ihrer Vorstellungen von ‚Weiblichkeit‘ in mehrfacher Hinsicht. Von den Müttern der Befragten hatte der weitaus größte Teil die Mittelschule oder Volksschule besucht. Eine Gruppe hatte vor ihrer Eheschließung eine Ausbildung abgeschlossen, beispielsweise eine Handelsschule absolviert oder ein Kindergärtnerinnenseminar besucht. Die Akademikerinnen unter ihnen – genannt wurden Lehrerinnen und Ärztinnen – bildeten eine verschwindend kleine Minderheit. Vor ihrer Eheschließung und bis zur Geburt ihrer Kinder waren die Mütter nicht selten als Bürokräfte tätig gewesen, als Stenotypistin, Sekretärin oder Buchhalterin beispielsweise, als kaufmännische oder Verwaltungsangestellte. Oft waren sie auch in ebenfalls typisch weiblichen, in sogenannten „helfenden und pflegenden“ Berufen beschäftigt, als Krankenschwester, Kinderpflegerin, Fürsorgerin oder Kindergärtnerin etwa. Insgesamt gesehen wäre es trotz dieser Befunde unzutreffend, die Mütter vaterloser Töchter als nicht erfolgreich zu bezeichnen, wobei sich ihr „Erfolg“ allerdings nur schwer an gängigen männlich orientierten Sozialanalysen messen lässt.²⁷ An einem Beispiel sei verdeutlicht, was „Erfolg“ bedeuten konnte: Eine der Mütter etwa, eine kaufmännische Angestellte, arbeitete zunächst auf einem Bauernhof, dann als Buchhalterin, ferner zeitweise als Vertreterin sowie als Bürohilfskraft und wurde schließlich, wie ihre Tochter mitteilte, Büroleiterin.

Subjektiv gesehen überwog jedoch bei den Müttern zweifellos der Eindruck, sie hätten nach dem Krieg und mit dem Verlust ihrer Männer keine Zukunft mehr gehabt, was sich auch in den Wahrnehmungen der Töchter widerspiegelt. Die Mütter waren vor diesem tiefen biographischen Einschnitt mehrheitlich lebenszugewandte, unkomplizierte junge Frauen gewesen, die hoffnungsvolle Pläne für ihre private Zukunft gehabt hatten und diese an der Seite eines Mannes verwirklichen wollten. Sie hatten sich kaum vorstellen können, dass das Leben einer Frau anders als im Rahmen einer Ehe „glücklich“ verlaufen konnte. Als für sie die Welt zusammenbrach, zogen sie schwarze Kleider an; ihre unbeschwerten Mädchenjahre verblassten schnell, wurden perspektivisch unbedeutend. Lediglich die Erinnerung an ein zumeist kurzes Eheglück gab den Wit-

27 Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 5: Bundesrepublik und DDR 1949–1990, München 2008, S. 171.

wen die Kraft, sich auf das eigene Überleben und das ihrer Kinder zu konzentrieren. Fortan lebten die meisten ausschließlich für ihre Kinder. Für Sehnsüchte und Perspektiven der Mädchen und jungen Frauen, die sie selbst einmal gewesen waren, bot das Leben nach dem Krieg zumeist keinen Raum mehr. Während sich so für viele der Mütter ein schmerzlicher sozialer Abstieg abzeichnete, waren die befragten Töchter zumeist qualifizierter ausgebildet und hatten auch andere Lebensentwürfe. Viele absolvierten eine Berufsausbildung. Eine Reihe von ihnen berichtete über eine Ausbildung in räumlicher Ferne zur Familie, über die intensive Förderung durch einen Lehrer etwa oder den Besuch eines Kollegs, an dem sie das Abitur nachholten.²⁸ Dass Frauen über den Zweiten Bildungsweg zu einem PH- oder Universitätsstudium kamen und auf diese Weise Lehrerinnen wurden, war in den 1950er und 1960er Jahren eine große Ausnahme. Frauen waren in Abendgymnasien oder Kollegs, die auf die Hochschulreife vorbereiteten, eine Minderheit. Umso bemerkenswerter sind die wenigen Beispiele vaterloser Töchter, die diesen Weg beschritten haben und erfolgreich waren. Auf die Frage, wie viele Frauen es in ihrer Kollegklasse gegeben habe, antwortete eine vaterlose Tochter: „Von 150 waren einmal 30 Frauen, nachher waren nur noch 15 Frauen da in Oberhausen. In der Klasse hatten wir fünf Mädchen, das war eine total starke Truppe.“ Was die Frauen mit solch ungewöhnlichen Berufswegen hervorhoben, war ihr allmähliches „Freischwimmen“. Sie seien selbstbewusster geworden, hätten sich getraut, auch mal „eine Frage zu stellen“. Sie berichteten, dass trotz aller Anstrengungen eine Lebenslust in ihnen erwacht sei, die mit ihrer Ablösung aus der häuslichen Enge zusammenhing. Einige trampften sogar mit Freundinnen, vor allem aber seien sie entschieden „lockerer“ geworden. Aus ihrer Kollegzeit im „Oberhausener Institut zur Erlangung der Hochschulreife“, heute „Niederrhein-Kolleg“, erzählte eine Befragte:

„Das war für mich eine ganz wichtige Zeit, eben weil wir da so wenig Mädchen waren. Das war auch total schön, wenn wir eine Fete hatten, dann tanzten wir pausenlos. Die Musik kam einfach vom Band, aber da war sehr viel los. In den zwei Jahren hab ich mich wirklich ausgetanzt.“

Die meisten Frauen strebten anders als ihre Mütter die Vereinbarkeit von Familie und Beruf an. Viele kehrten nach der Erziehungsphase entweder in ihren

28 Vgl. Julia Paulus, Berufene Arbeit? Zur Berufsausbildung junger Frauen in der Bundesrepublik, in: Paulus/Silies/Wolff (Hg.), Zeitgeschichte (wie Anm. 3), S. 119–143. Paulus betont, wie stark „die Lebensplanung und die Lebensbedingungen von Frauen und Männern“ von der Berufsbildung bestimmt werden (S. 123).

alten Beruf zurück oder gaben ihrem Leben „nach der Lebensmitte“ noch mal eine neue Richtung, indem sie etwa eine akademische Ausbildung nachholten, zu der in ihrer Jugend die finanziellen Mittel gefehlt hatten oder die aufgrund einer frühen Heirat und auch, weil der Ehemann darauf bestand, dass seine Frau zu Hause blieb, nicht zustande gekommen war.

Die gesellschaftlichen Veränderungen seit den 1960er und 1970er Jahren haben selbstverständlich nicht nur auf das Leben derjenigen Frauen einen Einfluss gehabt, die sich in den jeweiligen „Bewegungsmilieus“ aktiv engagierten: Die Veränderungen hinterließen darüber hinaus atmosphärisch und im Sinne eines allmählichen Wandels von Einstellungen und „Mentalitäten“ auch Spuren bei breiteren Mehrheiten der Bevölkerung.²⁹ Dass etwa die Frauenbewegung der 1970er Jahre auch von den vaterlosen Töchtern wahrgenommen wurde, bestätigten die Reflexionen, die die Befragten in diesem Zusammenhang anstellten. Als Feministin würde sich so gut wie keine dieser Frauen verstehen wollen, dennoch ‚erreichte‘ die Frauenbewegung viele von ihnen zumindest ansatzweise. Sie erinnerten sich zum Beispiel daran, wie Männer „in die Kritik gerieten“. Man hätte, so berichteten sie, an Frauengesprächskreisen und Selbsterfahrungsgruppen teilgenommen und die Debatten um weibliche Emanzipation interessiert verfolgt, auch wenn sie sich eher zu den Beobachterinnen als zu den Akteurinnen der Frauenbewegung zählten. Es sei seit den bewegten 1960er Jahren einiges zusammengekommen: die Studenten, die gegen ihre Väter auf die Straße gegangen seien, die Kinderläden, die „Revolution der antiautoritären Erziehung“, Oswald Kolles Aufklärungskampagnen, die Forderung nach dem Recht der Frauen auf die Bestimmung über ihren Körper, die Pille etc. Das zunehmend selbstbewusste Auftreten von Frauen in der Öffentlichkeit sei beeindruckend gewesen. Wer verheiratet gewesen sei, habe als „spießig“ gegolten, kommentierte eine Befragte. Eine andere meinte, die Frauenbewegung habe keine positive Sicht auf die Kriegerwitwen gehabt, womit sie insofern zweifellos Recht hatte, als dass zwar die Trümmerfrauen als weibliche Nachkriegsikonen galten, aber eben nicht die Kriegerwitwen, die ihre Selbstständigkeit wieder aufgaben, indem sie heirateten, oder die ihre alleinige Verantwortlichkeit für die Familie als schweres Schicksal ansahen.

Die 1970er und frühen 1980er Jahre waren für die vaterlosen Töchter in mehrfacher Hinsicht mit Umbrucherfahrungen verbunden. Ihre Kinder wurden erwachsen – die meisten waren in den 1960ern geboren –, die materiell

29 Vgl. Gisela Maria Hoenings-Justen, Zur beruflichen Entwicklung von Frauen. Eine Kohortenanalyse, Bonn 1989, S. 217–219, 235–238. Vgl. Uta Gerhardt/Yvonne Schütze (Hg.), Frauensituationen. Veränderungen in den letzten zwanzig Jahren, Frankfurt a. M. 1988.

schwierigsten Jahre waren überstanden, die Ehemänner hatten sich beruflich etabliert, und die Frauen begannen allmählich, über weitere Perspektiven nachzudenken.

Es wäre deshalb zweifellos reizvoll, der Frage nachzugehen, ob sich am Beispiel von Töchtern und Müttern generationsübergreifende Mütter-Töchter-Erfahrungen beschreiben lassen. Sie sind wohl weniger auf tief greifende Ereignisse als vielmehr auf einen allmählichen, über mehrere „Zeit-Generationen“ sich erstreckenden Wandel zu beziehen, etwa den weiblichen Einstellungswandel gegenüber dem Leitbild Familie oder Wandlungen im Hinblick auf die Bedeutung von Bildung, Ausbildung und Berufstätigkeit für ein „erfülltes“ weibliches Leben.³⁰ Als die Historikerin Ursula Becher 2003 in einem Aufsatz die Frage nach weiblichen Generationen in der Geschichte stellte, machte sie auf einen auch für die vaterlosen Töchter des Zweiten Weltkriegs wichtigen Aspekt aufmerksam. „Tiefreichende Veränderungen im Bewusstsein“ vollzögen sich „eher langsam über die Jahrzehnte hinweg und prägten Mentalitäten in langfristigen Prozessen, die über die Generationen hinausweisen.“³¹ Die „Familienbezogenheit“ von Frauen gehört sicher zu solchen längerfristigen weiblichen Prägungen, die sich über mehrere weibliche „Geburts-Generationen“ erstrecken. Weibliche Bildungs- und Ausbildungsbiographien hingegen und sich über Bildungswege und Qualifikationen ergebende Voraussetzungen dafür, neben Ehe und Familie auch weitere Perspektiven entwickeln zu können, unterscheiden sich jedoch bereits deutlicher im Vergleich zwischen den vaterlosen Töchtern und ihren Müttern. Um darüber hinaus auch vergleichende Erkenntnisse über subjektive Wahrnehmungen von vaterlosen Kriegskindern und Kriegskindern aus Familien mit Vätern gewinnen zu können, wäre eine weitere Studie am Beispiel von Aufbauschulen und Kollegklassen sinnvoll.

Was nicht oder nicht ausschließlich im Mittelpunkt solcher Untersuchungen stehen sollte: eine dem Narrativ des – männlich konnotierten – Aufbaus parallele weibliche Erfolgsgeschichte ‚starker Frauen‘ (die sie natürlich auch waren), die diszipliniert und verlässlich, selbstständig und tatkräftig, oft auch mit Strenge gegenüber sich selbst beziehungsweise unter Nichtachtung von Überforderungs- und Erschöpfungsanzeichen nach dem Motto „Sei nicht so zimperlich“ ihr Leben gemeistert haben. Denn: Selbstgewiss waren und sind viele dieser Frauen aus der Kriegsgeneration nicht, wohl zumeist, weil sie früh

30 Vgl. u. a. Eveline Kilian/Susanne Komfort-Hein (Hg.), *GeNarrationen. Variationen zum Verhältnis von Generation und Geschlecht*, Tübingen 1999.

31 Ursula A. J. Becher, *Zwischen Autonomie und Anpassung – Frauen*, Jahrgang 1900/1910, in: Jürgen Reulecke (Hg.), *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*, München 2003, S. 279–293, hier S. 293.

Abb. 3: Eine junge
Kriegerwitwe mit
ihren beiden
Kindern³²



die Erfahrung gemacht haben, wie schnell sich „heile Welten“ als brüchig herausstellen und Lebensentwürfe zusammenbrechen können. Außerdem teilen sie das in ihrer Lebenserzählung zentrale Gefühl, es habe sie „niemand ins Leben geführt“, das heißt, es habe kein Vater „die Sterne und die Welt erklärt“, weshalb sie sich trotz aller Stärken immer wieder als wenig selbstsicher erleben.

3. Erbschaften des 20. Jahrhunderts – Langzeitperspektiven

Eine ganze Reihe einstiger Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs fragt sich heute, was sie an Ängsten und Unsicherheit möglicherweise un- oder halb bewusst an ihre eigenen Kinder weitergegeben hat. Dabei steht häufig folgendes Thema im Mittelpunkt: Betroffene schildern ihre innere Einsamkeit und Unge-

³² Das Foto wurde freundlicherweise von Frau Mink-Petersen zur Verfügung gestellt. Oft waren die Mütter der vaterlosen Töchter ausgesprochen jung, als ihre Männer im Krieg oder in Gefangenschaft umkamen.

borgenheit als Kinder, vor allem eine aus der Rückschau als grundlegend empfundene fehlende körperliche Nähe zu ihren Müttern. Auch sich selbst beschreiben sie als unfähig, möglicherweise aus frühen Erfahrungen resultierend, Zärtlichkeit zu zeigen, zum Beispiel die eigenen Kinder umarmen zu können. Sie glauben, es habe ihnen an emotionaler Wärme und somit der Fähigkeit gefehlt, ihre Kinder „in den Arm zu nehmen“. Eine Betroffene meinte, sie habe mit „Körperlichkeit ganz große Probleme“ gehabt, auch ihren Kindern gegenüber: Sie habe manchmal an ihrer Fähigkeit gezweifelt, „Liebe überhaupt [...] zeigen“ zu können.

In diesem Sinne vermuteten einige befragte vaterlose Frauen durchaus, sie hätten aufgrund ihrer Erziehung nicht gelernt, Emotionen zu zeigen, und damit möglicherweise schwerwiegende eigene Defizite weitergegeben. Eine Befragte stellte folgende weitreichende Überlegungen an:

„Vielleicht hat die Kriegsgeneration ihre physische und psychische Mangel- erfahrung den Kindern als lustfeindliche Moral vererbt. [...] ‚Das konnten wir uns in unserer Jugend nicht leisten [...]‘ [Kleidung, Essen, Reisen, Vergnügen], vielleicht wurden die Kinder dadurch unnötig mit einem schlechten Gewissen belastet, dass sie es jetzt besser hatten als ihre Eltern.“

Zu den Erbschaften, die für eine Mehrheit von Kriegskindern – männlich und weiblich, mit und ohne Väter – kennzeichnend sind, gehören sicher die bereits an anderer Stelle ausführlicher angesprochenen Erziehungsnormen von Disziplin und Härte gegen sich selbst, die nicht erst diese Altersgruppe stark verinnerlicht hatte, sondern auch die bereits ihnen vorangehende Generation. Spezifisch für den Blick Vaterloser darauf, was sie nicht nur ererbt haben, sondern was sie auf keinen Fall an ihre Kinder weitergeben wollten, mögen folgende Äußerungen der befragten Töchter sein: Die Mehrzahl der Frauen möchte sich nicht in der Weise in das Leben ihrer erwachsenen Kinder einmischen, wie dies teilweise ihre Mütter getan haben. Sie wollen keine überbeschützenden „Glücken“ sein. Sie hoffen, dass sich ihre Töchter besser von ihnen lösen können, als ihnen selbst dies gegenüber ihren Müttern gelungen war. Zugleich freuen sie sich, wenn sie großmütterlich gebraucht werden und in den Familien ihrer Kinder unterstützend tätig sein können.³³ Sie hoffen, dass ihre Söhne und Töchter mit größerer Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit, weniger angestrengt

33 Womit sie sich durchaus in demoskopischen Untersuchungsergebnissen wiederfinden können, beispielsweise in: Forum Familie stark machen (Hg.), Generationen-Barometer 2006, Freiburg/München 2006, S. 208–220: Die doppelte Bedeutung der Großeltern.

als sie selbst dies getan haben, Herausforderungen der Partner- und Elternschaft annehmen und meistern. Sie erschrecken bei dem Gedanken, das Scheitern einer Partnerschaft der Kinder könne – wie auch immer – einen Grund in ihrer eigenen Vaterlosigkeit haben.

Erst in der Beschäftigung mit der eigenen Kindheit und Jugend wurde den Betroffenen deutlich, dass bereits im Ersten Weltkrieg etwa der Großvater väter- oder mütterlicherseits und weitere männliche Familienangehörige umgekommen waren. Besonders diejenigen Frauen, die ihre Enkel ohne Vater aufwachsen sehen, stellten sich die Frage, inwieweit Vaterlosigkeit ein Mehrgenerationenthema in ihren Familien sei, dem sie bislang nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet hätten. Die gedankliche Spurensuche nach daraus resultierender weiblicher Prägedominanz über mehrere Generationen führte dann zumeist zu einer für die Betroffenen überraschend sichtbar werdenden Einsicht einer „defizitären“ Männlichkeit und Väterlichkeit bereits in der Elterngeneration, viele von ihnen waren Kriegskinder des Ersten Weltkriegs.³⁴ Dieses war in ihren Familien bislang kaum ein Gesprächsgegenstand gewesen, obwohl sowohl die Facetten als auch die generationellen Tiefendimensionen unübersehbar waren, angefangen von den vaterlos aufgewachsenen Partnern und deren vielleicht ebenfalls schon vaterlosen Müttern und Großmüttern bis hin zu vaterlosen Verwandten im weiteren familiären Umfeld. Die Auswirkungen solch ausgesprochen dichter Spuren fehlender Männlichkeitsvorbilder und abwesender Vaterfiguren scheinen sich geradezu zu einem neuen Themenfeld für Familienrecherchen auszuweiten. Spätestens an dieser Stelle betreten Historiker unsicheren Grund, nämlich ein weites psychohistorisches Feld, das zu beschreiten eine besondere, aber auch lohnenswerte Herausforderung darstellt.

34 Vgl. Barbara Stambolis, *Aufgewachsen in „eiserner Zeit“*. Kriegskinder zwischen Erstem Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise, Gießen 2014; Barbara Stambolis, *Kindheit und Jugend in Westfalen im Ersten Weltkrieg*, in: Katalog zur Ausstellung des LWL Museumsamtes ‚An der Heimatfront‘. Westfalen und Lippe im Ersten Weltkrieg, Bönen 2014, S. 74–93.

